

Mein Lied.

Wenn ich aus tiefer Seele singe,
Mich lockt nicht eitles Ruhmes Klang,
Mich lockt es nicht, daß ich erlinge
Der Nachwelt keinen Vorbertrag.

Ich mag den Namen nicht verzeihen
Der Zukunft blindem Zufallspiel:
Er mag bereinigen mit mir Herden,
Wenn ich erreicht mein letztes Ziel.

Doch wenn von meinen Liebden allen
Nur eines war von Gott geweiht,
In meinem Volke nachzuhalten, —
D' selige Unsterblichkeit!

Vielleicht, daß es die Mutter säuge,
Ihr Kind im Arm, mit leisem Mund,
Daß es zum Lakt der Eise klänge
Im Abendlicht vom Wiesengrund.

Und wenn der Mann zur Hütte kehrte,
Der Knab, wenn er vom Hause schied,
Der Greis es seinen Entel lehrte, —
In aller Herzen war' mein Lied!

Und kam' es dann zu meinem Grabe
Mit leisem Klang dahergeweht, —
Ach, was ich auch gelitten habe,
Ich hätte nicht umsonst gelebt.

Der Hansjochwintel.

Will man von Salzweibel einen Aus-
flug machen in den südböhmisch etwa 15
Kilometer weit abliegenden Hans-
jochwintel, so wandert man die
Schaufer nach Diesdorf entlang, denn
da ist man mitten drin in der in der
Wimart von jedem Kinde gekannten
Landschaft. Ueber die Entstehung des
seltsamen Namens erzählt man sich
folgendes:

Als die Königin Luise mit ihrem
Gemaal ein Potsdamer Garde-
regiment befehligte, fielen ihr darin
mehrere hohe beifühlerige Gestalten
auf. Sie fragte den Fügelmann nach
Namen und Heimath und erhielt die
Antwort: „Hansjochen (Hans Jo-
achim) Pollack aus Boneke bei Salz-
weibel.“ Des Zweiten Antwort auf
dieselbe Frage lautete: „Hansjochen
Giffon aus Rustenbei bei Salzweibel.“



Altmächtiger Bauer.

des Dritten: „Hansjochen Meher aus
Schmölau bei Salzweibel, und so ging
es fort. Wohl ein Duzend dieser vier-
schötigen, „unförmlichen Kerle“ hörten
auf den Rufnamen Hansjochen. Da
konnte die Königin die scherzhaftige Be-
merkung nicht unterdrücken: „Was
muß dort bei Salzweibel herum ja der
wahre Hansjochwintel sein!“

Die Gegend, welche der Volksmund
weit und breit als Hansjochwintel
(„Hansjochwintel“) benamt, ist un-
gefähr 15 bis 22 Kilometer lang und
7 bis 22 Kilometer breit. Zwei Dörfer
drängt man abwechselnd die
freitragende Höhe auf, Hauptstadt derselben
zu sein. Diesdorf und Weesendorf.
An landschaftlichem Reize bietet die Gegend
herzlich wenig. Nur die ausge-
dehnten Acker- und Laubwälder und
die vielen vereinzelten im Felde stehenden
Eichen verleihen ihr einigen Reiz, und
die dicht aneinander gedrängten, meist in
Felsenform nach westlicher Seite
erhaltenen Dörflein inmitten gründerer
Obstbäume schauen ansehnlich drein.

Die Bewohner des Hansjochwintel-
fels sind ein stämmiges, kräftiges
Bauernvolk, jedenfalls weislicher Ab-
stammung. Ihr Dialekt ist ein breit-
und langgezogenes niederböhmisches
Platt, das dem Medienburgischen äh-

nelit, ihre Tracht der weiblichen nicht
unähnlich. Von der Kultur noch we-
nig belebt, führen sie ein höchst arbeits-
sames Leben. Der sonigen Scholle
gewinnt ihre schwielige Hand nicht nur
Woggen, Gerste, Hafer, Buchweizen,
Kartoffeln, Rüben, Flachs, Lupinen
und andere Futterkräuter ab, sondern
selbst trefflichen Weizen wissen sie auf
ihrem magern Boden zu erzeugen.

Das Familienleben ist im Hans-
jochwintel meist ein musterhaftes.
Das Gefinde nennt Hausheeren und

Hausfrau Vater und Mutter, welcher
Bezeichnung diese auch die möglichste
Ehre machen. Bauer, Bäuerin, Sohn,
Tochter, Knecht, Magd, Schäferjunge,
kurz alle, die zum Hausstande gehören,
essen am gemeinsamen Tische. Die
Mahlzeiten sind immer frugal, ausge-
nommen, wenn Predigt im Dorfe ist
oder wenn getanzt wird. Dann will
der Tisch schier brechen unter der Last
lederener Gerichte, die ein verdorrter
Gaulen allerdings oftmals kaum als
solche bezeichnen würde. An gewöhn-
lichen Tagen giebt's meist Kartoffel-
suppe, dünne Milchsuppe oder vom
Sonntag her aufgewärmtes Fleisch,
und Abends entweder eine für die
ganze Woche im voraus gekochte Roh-
kost oder Bratbirnen (Badohst-) Suppe.
Das Nationalgericht ist die Buchweizen-
gerichte oder saure Milch. Im
Frühling ist man mäßig, so einige Brü-
ger haben nicht einmal einen Krug
(Schankwirtschaft), was allerdings
nicht allseitig befangen ist, da die Ein-
wohnerzahl derselben oft hundert nicht
voll macht und die Dörfer meist nur in
viertelstündiger Entfernung von einan-
der liegen. Das Nationalgetränk ist

Braunbier einer nur dort gebrauten
Gattung, und für zehn Pfennig Bier,
das in Steinkrügen verabreicht wird,
und für drei Pfennig „Schlud“
(Braunbier) ist der gewöhnliche
Trinktag der Wirtshausbesucher.

Wie in der ganzen Welt, so werden
auch im Hansjochwintel Taufe, Hoch-
zeit und Begräbnis in besonderer,
eigenartiger Weise gefeiert. Stets aber
spielt der Aberglaube dabei eine große
Rolle. So darf der Rührer das Tauf-
wasser nach dem Gebrauch nicht auf
von der Sonne beschienene Stellen
schütten, damit der Täufling keine
Sommerproppen bekommt; die Mutter
muß während des Taufaktes zu Hause
emsig lehren und aufkriechen, damit
das Kind ordnungsliebend wird etc.

Die Bauernhochzeiten im Hans-
jochwintel bieten in jeder Hinsicht
Interessantes. Obgleich der „Frei-
werber“ meistens die Brautleute zu-
sammenbringt und bei Heirathen zwi-
schen den betheiligten Parteien um die
Mitgift und die Aussteuer förmlich ge-

Das Steinthor in Salzweibel.



Das Steinthor in Salzweibel.

Das Steinthor in Salzweibel.



Das Steinthor in Salzweibel.

Das Steinthor in Salzweibel.

Das Steinthor in Salzweibel.

Das Steinthor in Salzweibel.

Das Steinthor in Salzweibel.

Handarbeiten.

Wie oft wird spöttisch und über-
legen gelacht, so oft das Wort „Hand-
arbeiten“ laut wird! So viele Leute
nennen das, was man gemeinlich un-
ter Handarbeiten versteht, überflüssi-
gen, zeitraubenden Tand. Aber, las-
sen wir nur einmal unsere Gedanken
bis zu fernster, grauer Vorzeit zurück-
schweifen, und erforschen wir flüchtig
an der Hand der Geschichte und alter
Aufzeichnungen, wie viel Schönes,
Nützliches und Kunstvolles schon von
Frauenhand gearbeitet wurde!

Die Geschichte der Entwicklung des
Spinnens, Nähens, Strickens, Sti-
dens etc. ist so interessant, daß jede
Frau immer wieder von Zeit zu Zeit
sich vergegenwärtigen sollte, was die
weibliche Hand seit Jahrtausenden
emsig geschaffen hat, in wunderbarer
Feinheit und Vollkommenheit, ohne
die Hilfsmittel der neuen Zeit.

Wenn in der Bibel schon die ägypti-
schen Keimwörter gerühmt sind, so dür-
fen wir wohl annehmen, daß schon bei
den Vätern des Alterthums die Kunst
des Spinnens bekannt war; ob aber
ausschließlich die Frauen diese Hand-
arbeit ausübten, ist zweifelhaft, nach-
dem selbst ein König der Ägypter —
Sardanapal — es nicht unter seiner
Würde fand, höchst eigenhändig zu
spinnen; jedenfalls dürfte es ihm be-
ste kein hochgeehrter Herr, geschweige
dann ein König, nachmachen, ohne sich
dem Gespötte preis zu geben. Im
Mittelalter waren Spinnröden und
Kunst, ja sogar der Webstuhl, aus-
schließlich im Frauengebiet zu fin-
den, nicht aber wie heute vielfach als
Schmuckstück eines „modernen“ alt-
deutschen Erbes, sondern zur fleißigen
Handhabung in der Knechtszeit; denn
zur jener Zeit sorgten die Frauen
nicht nur für die Kleidung durch Nä-
hen und Sticken, sondern sie spannen
auch den Faden und webten vielfach
die Stoffe selbst, und selbst Königin-
nen scheuten sich der Arbeit nicht, wie
uns das Lied beweist: „Zur Zeit, als
die Königin Bertha span!“ Die
Webstuhl soll durch geschickte Frauen-
hände einen so hohen Grad der Voll-
kommenheit erreicht haben, daß die
Neuzeit mit all ihren Maschinen und
raffinierten Hilfsmitteln kaum Besseres
zu leisten vermag, wofür gerade die
Pract. gewebe Zeugnisse geben, die in
Museen aufbewahrt werden. Nach te-
gelaubigen Urkunden hat die hl. Ci-
ciliabath, die mildthätige Landgräfin
von Thüringen, sich ihr kunstvolles
Brautkleid, aus dem später ein Mes-
siasgemand gefertigt wurde, selbst gewebt.

Wie das Spinnen, so liegt auch die
Kunst des Stickens weit zurück; denn
Homer läßt Andromache, Juno und
Helena die künstliche Arbeit verrichten;
Virgil und Ovid erzählen von kostba-
ren Stickereien, Plinius spricht von
der Geschicklichkeit seiner Zeitgenos-
sinnen, die alte Stickerien auf neue
Stoffe übertragen, und Aulus, der
König der Phryger, hat um die Ver-
breitung dieser Kunst sich verdient ge-
macht. In späteren Zeiten schuf man
besonders in Frauenzimmern Wunder-
werke von Gebuld und Farbenpracht,
wovon noch heute wertvolle Reste ge-
wahrbar sind. Auch die Stickerien
der Frauen und Mitternächtlerinnen
schmiedeten die Säume ihrer Gewänder
und die Wäpfe ihrer Ritter mit
kunstvollen Stickerien, während die
Frauen Mexicos zu Cortes' Zeit wun-
dervolle, schillernde Stickerien aus
Vogelsternen anfertigten, und die alten
Indianer vielfach die bunten Flügel-
decken kleiner Insekten dazu verwendeten.

Das Stricken dagegen ist neueren
Datums, und wenn auch Forscher eine
Chronik erwähnen, wonach bereits im
sechzehnten Jahrhundert kleine Mäd-
chen mit Stricken beschäftigt waren,
so wissen wir doch aus alten Urkunden,
daß man in frühester Zeit statt des
gestrickten oder gewebten Strumpfes
aus Tuch gefertigte Bettelungen für
das Bein trug. Die ersten feidenen
Strümpfe sollen von Arabern nach
Spanien und von dort nach England
gekommen sein, wo sie in Schriften,
als zu Heinrich des Achten Zeit bei
Hoflichkeiten üblich, erwähnt sind;
ob das aber Handarbeit und speziell
Frauenarbeit war, ist nicht festgestellt.
Daß Männer auch den Strickstrumpf
regieren lernten, wenn auch kein Äp-
ster — König Sardanapal, beweist eine
Notiz von W. Kaulen: „In der letzten
Zeit des heiligen, römischen Reiches
sahen die Stadtsoldaten vor den Schil-
derhäusern oder Wachtlokalen und
hielten friedlich Strickstrümpfe statt
der kriegerischen Waffen in der Hand.“

Was das Nähen betrifft, nicht nur
das antebibulianische Zusammenheften
von Blättern mit Koniferen-Nadeln
und Dornen oder das Zusammenfügen
von Fellen und Häuten mit
Fischgräten und Pflanzenfasern, son-
dern die Näharbeiten der Kulturvöl-
ker, so sind vorzügliche Sachen aufge-
wahrt, die Jahrtausende zurückdatiren.
Von den ägyptischen Tempelbiernerinnen
und den phrygischen Frauen wird
die Kunstfertigkeit in Nadelarbeiten
mehrmals in alten Schriften erwähnt,
und von den Römerinnen des alten
Rom heißt es, sie hätten prächtig mit
goldenen Fäden genäht. Wie aktuell
und haunenswerth schon im Mittel-
alter in den Familien, zumal aber in
den Klöstern, die Nadelarbeit ausge-
führt wurde, haben wohl schon
manche Leserinnen in Museen oder
alterthümlichen Familienbüchern ge-
sehen.

Die höchste Kunst und Vollendung
der Nadelarbeiten sind aber unstreitig
die Spitzen; solche wurden meistens zu
Anfang in Klöstern, und zwar zu Ge-
netua, Mailand und Venedig, gearbei-
tet. Von Italien fanden sie ihren
Weg über Spanien nach Frankreich,
Schottland, Deutschland und England.
In ihren Anfängen dienten die Spi-
zen, gleichviel ob Guipure, Points
b'Analeterre, Points b'Ancon,
Points de Venise etc. etc., nur zu kirch-
lichen Zwecken als Schmuck für Altäre
und Heiligenbilder, und man hat nur
in Ausnahmefällen gehört, daß an
diese kunstvollen aller Handarbeiten sich
Männer gewagt haben.

Was ist aus diesen Handarbeiten
heute geworden? Fast durchweg Ma-
schinenarbeit! Die Spindel, das
Spinnrad, der Webstuhl leitet nicht
mehr Frauenhand, sondern Fabrikbe-
trieb; die Nähmaschine und Strickma-
chine ist fast in jedem Hause heimisch.
Mit der Hand werden nur noch Spi-
zen und Kunststickereien ausgeführt,
und es kann wohl behauptet werden,
daß die Frauen auf diesem Gebiete auch
in der Gegenwart Hervorragendes
leisten.

Das neue Krematorium in Mainz.

Vor Kurzem wurde auf dem städti-
schen Friedhof zu Mainz, in Gegen-
wart der staatlichen und städtischen
Behörden, das neuerbaute Krematori-
um feierlich eröffnet. Das Kremato-
rium, das in der Reihe der bisher im
Deutschen Reich eröffneten das achte
ist, besteht aus zwei Untergeschossen
und einem Obergeschosse. Zu diesem
führt eine monumentale Freitreppe
empor; ein von vier Sandsteinpfeilern
getragener Portikus, der von dem er-
höhten Kuppelbau überragt wird, bil-
det den Eingang. Der ganze, recht ge-
schmackvolle Bau ist massiv in Sand-
stein errichtet; die Kuppel ist mit Stau-
fer bedeckt. Im Innern birgt das
Obergeschosse fünf Räume: den Kuppel-
saal mit vorn und an den beiden Sei-
ten anstoßenden Nischenbauten und
den hinteren zu einer Apsis erweiterten
Anbau. Hier ist in der Mitte ein ver-
senkbarer Katafalk für die Aufbä-
tung der Leiche vorhanden. Zwei wei-

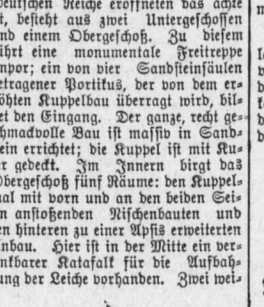
tere kleine Nebenräume sind für den
Geistlichen und das Harmonium be-
stimmt. Die beiden Seitennischen sind
zu Urnenwänden hergerichtet, die je
135 Urnen aufnehmen können.
Sämtliche Räume sind in hellen Far-
ben gehalten und machen einen ruhi-
gen, würdigen, nicht überladenen Ein-
druck. Unter dem Obergeschosse be-
findet sich der Einführungsraum mit
dem Verbrennungsöfen.

Zwei Autoritäten. Er:
„Warum soll ich denn nicht misfahen,
wenn Du zum Rennen fährst?“ — Er:
„Das schied sich nicht für Dich!“ —
Er: „Das muß ich doch selber wissen!
Gehe hat ja schon gesagt: Willst Du
genau erfahren, was sich ziemt, so frage
nur bei edlen Frauen an!“ — Er:
„Ganz recht! Aber wie hat Schiller ge-
sagt? — Der Mann muß hinaus, muß
reiten und wagen!“

Mit Absicht.

Das neue Krematorium in Mainz.

Das neue Krematorium in Mainz.



Das neue Krematorium in Mainz.

Das neue Krematorium in Mainz.

Das neue Krematorium in Mainz.

Das neue Krematorium in Mainz.

Das neue Krematorium in Mainz.

Das neue Krematorium in Mainz.

Das neue Krematorium in Mainz.

Das neue Krematorium in Mainz.

Das neue Krematorium in Mainz.

Das neue Krematorium in Mainz.

Das neue Krematorium in Mainz.

Da hört die Gemüthlichkeit auf!



„Ich kenne Dich gar nicht wieder,
George, ehemals hättest Du von dem
Hundertmarktschein nicht so viel Wes-
sens gemacht; allerdings — früher
ging Dir Deine Kotte über Alles —“
„Gewiß — nur nicht über's Porte-
monnaie!“

„Gleiches Schicksal.“ „E-
la's Bräutigame wurden sämtlich
vom Unglück verfolgt!“ „Wieso
denn?“ „Nun, der Eine ist ertran-
ken, der Andere ist im Duell gefallen,
der Dritte ist ertränkt worden, und
der Vierte hat sie geheiratet!“

Hinter den Kulissen.



„Wenn ich jünger wäre, möchte ich
Ihnen mit Vergnügen mein Vermögen
zu Füßen legen.“
„Herr Baron, dazu sind Sie noch
immer rüftig genug.“

„Beschreibende Bitte.“ Mi-
nister (zum Bantier des Landesfürsten):
„Ich komme, Ihnen die erst-
liche Mitteilung zu machen, daß Sie
gebald werden. Ich gratulire Ihnen,
Herr von Silberstein!“ Silberstein
(der den Vornamen Kron hat): „Er-
zählen, ich bin sehr erfreut, aber, offen
gestanden, der Kron genirt mich! Le-
gen Sie noch e' Bisselche was zu; auf
e' weich's B.“ mehr oder weniger
kann's Ihnen doch nicht antommen!
Sagen Sie: Baron Silberstein!“

Trost.

Der Herr Pfarrer trifft den Zaunig-
gel-Sepp, der kürzlich sein wohl kreuz-
braves, aber auch sehr „handfestes“
Weiß verloren, und fragt ihn, ob er
sich über den Verlust schon etwas ge-
tröstet.

„O mei, Herr Pfarrer, seufzt der
Sepp und greift zum Herzen, „da
thuat's halt no allweil weh!... Aber
bistir“

„So, die alte Jungfer treibt so Män-
nerjaß!“

„Ja, die Klingel entweder auf dem
Rad oder am Telephon die Männer
an!“

Vor Gericht. Richter: Sie
sind angeklagt, diesen Mann gefas-
sen zu haben. Angeklagter: Ich be-
kenne mich schuldig, aber ich bitte auch
um mildernde Umstände; ich habe den
Mann dreimal höflich angeredet, aber
er antwortete mir nicht. Richter:
Nun, der Mann ist doch taubstumm.
Angeklagter: Ja, warum hat er das
benn nicht gesagt?

Unangenehmes Hinderniß.

Affessor (beim Gemitter): Warum
soll ich Sie denn nicht begleiten, gnä-
diger Herrle?
Bäffisch (ängstlich): Ach, weil Sie
so fürchtbar groß sind, Herr Affessor;
ich fürchte immer, in Sie schlägt's mal
ein!

„Ein gutes“ Kind. Lehrer
binnen unterhalten sich beim Kaffe-
trinken von einer dritten: „Sie ist die
unbeliebteste Kreatur, welche die Erde
trägt. Sie ist alt, beschränkt, sie ist
verloren, sie ist — wenigstens nicht
da?“

„Ein gutes“ Kind. Lehrer
binnen unterhalten sich beim Kaffe-
trinken von einer dritten: „Sie ist die
unbeliebteste Kreatur, welche die Erde
trägt. Sie ist alt, beschränkt, sie ist
verloren, sie ist — wenigstens nicht
da?“

Hinweis.



Schwiegermama: „Das ist schön, daß
für bei meiner Ankunft die Wä-
ler trachten laßt; ich war auf einen so
großartigen Empfang wirklich nicht
vorbereitet.“

Schwiegerfon: „Das ist das Metter-
schiefen, Mama; dies geschieht im-
mer, wenn ein Gemitter im Anzug ist.“

Umgeschrieben. Haupt-
mann: Herr Leutnant, Sie schwören
ja falsch ein! Und der Unteroffizier
neben Ihnen ist auch so ein Esel!

Unschuldig.



„Warum ist denn der Vater so wild?“
„Weil er sein Bild nicht anbringt!“
„So, und an uns läßt er seinen Zorn aus-
lassen. Was können wir dafür,
daß er so ein Papper ist?“

Stoßseuffer. Sonntags-
reiter: „Da mühen sich die Menschen
um das lenkbare Luftschiff ab!... Ich
wür' schon mit einem lenkbaren Pferd
zufrieden!“

Aus Erfahrung. Pro-
fessor: Und nun Herr Candidat, sa-
gen Sie mir, wo findet man die mel-
desten Diamanten? Candidat: Im
Leihhaus!

Gefährlich.



„Nehmen Sie das Glas Wasser hier vom
Tisch fort, Kellner — ich bin
heute so fürchtbar gerstent!“

„Unwahrscheinlich. Grü-
fin: „Ich kann es nicht glauben, Zo-
hann, daß Sie im Keller die Weintrau-
den haben, ... dort gibt es ja so
viele Mäuse!“

Indirekte Kur.

„... Na, Sie sind ja, scheint's, wieder ganz
wohl!?. Haben Sie meine
Willen alle Tage genommen?“
„Ja, genommen hab' i' schon — aber
wissen S', Herr Doctor, bös war a
bö: Wei! schwarze Hent' is ma über
b' Schachtel 'tomma und bai die
Pill'n g'fressen! Nacha hab' i' b' Hent'
g'schlacht' und 'gessen — und so bin
i' wieder g'sund 'woor'n!“